

Toni Morrison: „Solomons Lied“

Der tote Milchmann und die Stricherinnen

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 26.07.2026

Die eigene Geschichte kennen: Toni Morrison erzählt in ihrem Roman von Liebe und Gewalt, von der Suche nach Gold und der Sogkraft der Vergangenheit.

Das Hohelied Salomos ist Teil des Alten Testaments und in der Art, wie in ihm über Liebe und Erotik gesprochen wird, steht es quer zu den übrigen Abteilungen nicht nur des Alten, sondern auch des Neuen Testaments. Nimmt man es anlässlich der Lektüre von Toni Morrisons „Solomons Lied“ zur Hand, ist man erstaunt, dass gleich zu Anfang die Frau in ihrer Liebeswerbung um den Mann ihre Hautfarbe thematisiert.

„Ich bin schwarz und gar lieblich, ihr Töchter
Jerusalems, wie die Zelte Kaders, wie die Teppiche
Salomos. Seht mich nicht an, dass ich so schwarz bin;
denn die Sonne hat mich so verbrannt.“

Verwirrend ist der Beginn des Hohelieds auch, weil hier zunächst mit einem gewissen Stolz konstatiert wird „Ich bin schwarz und gar lieblich“, dieser Stolz aber sogleich zurückgenommen wird: Die Schwärze stamme von den langen Stunden auf dem sonnenbeschienenen Weinberg. Ungewöhnlich ist das Hohelied auch deswegen, weil hier eine Frau zu Wort kommt, die einen Mann besingt, eine sowohl in der theologischen Tradition wie in der Literaturgeschichte bis in die Neuzeit zumindest ungewöhnliche Perspektive.

Köstliches Salben

„Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes; ja,
deine Liebe ist köstlicher als Wein. Köstlich riechen
deine Salben; dein Name ist eine ausgeschüttete Salbe, darum lieben dich die Mädchen.“

Mit dem Titel ihres dritten Romans nimmt Toni Morrison direkt Bezug auf „Das Hohelied Salomos“, auch thematisch gibt es vielfältige Verbindung zwischen den beiden mehr als 2500 Jahre auseinanderliegenden Werken. So sind zum Beispiel die köstlich riechenden Salben in Toni Morrisons Werk eingeflossen, in eine Szene, die einen Liebesakt höchster Achtsamkeit beschreibt.

Toni Morrison

Solomons Lied

Rowohlt Verlag, Hamburg

494 Seiten

28 Euro

„Er wusch ihr Haar. Sie ließ Puder auf seine Füße rieseln. Er setzte sich rittlings auf ihren Hintern und massierte ihren Rücken. Sie rieb Hamamelis auf seinen geschwollenen Hals. Er machte das Bett. Sie gab ihm Gumbo zu essen. Er wusch das Geschirr. Sie wusch seine Kleider und hängte sie zum Trocknen auf. Er schrubhte ihre Wanne.“

Toter Milchmann

Diese Schlüsselszene steht relativ am Ende von „Solomons Lied“. Schon der Ton weist auf ihren besonderen Status hin: Er erinnert an eine Litanei, ein Gebet, und bündelt damit die zahlreichen, sich nicht auf das Hohelied Salomos beschränkenden biblischen Bezüge in Morrisons Roman. Die Namen der Hauptfiguren sind fast zur Gänze dem Alten und Neuen Testament entnommen: Magdalena und First Corinthians, also Korinther 1, heißen die Schwestern des Protagonisten. Seine Mutter heißt Ruth, seine Tante, nach dem Statthalter Roms in Jerusalem, Pilate. Nur die Hauptfigur selbst ist nicht nach einer biblischen Figur, sondern nach einem Ort benannt: Macon, ein Name, der auf ein Missverständnis zurückgeht. So zumindest erzählt sein Vater dem jüngsten der Macon Deads ihre Geschichte.

„Sie mussten sich alle registrieren lassen. Freie und Nicht-Freie. Freie und ehemals Versklavte. Papa war ein Jungspund und ging hin, um sich eintragen zu lassen, aber der Mann am Schalter war betrunken. Er hat Papa gefragt, was sein Geburtsort ist. Und Papa sagte: Macon. Dann hat er ihn gefragt, wer sein Vater ist, und Papa sagte: ‚He’s dead.‘ Dann wollte er wissen, wem Papa gehört, und Papa sagte: ‚I’m free.‘ Tja, und der Yankee hat alles aufgeschrieben, aber in die falschen Felder. Als Geburtsort gab er Dunfrie an, wo immer das sein soll, und in das Feld für den Namen schrieb der Schwachkopf: ‚Dead‘ Komma ‚Macon‘. Aber Papa konnte ja nicht lesen und hat nicht mitgekriegt, als was er registriert ist, bis Mama es ihm gesagt hat.“

In einem kürzlich zum ersten Mal auf Deutsch erschienenen Text beschreibt der 1985 gestorbene italienische Autor Italo Calvino, wie wichtig für ihn die Namen seiner fiktiven Figuren sind, und dass er mitunter stundenlang nach den passenden suche. Nichtssagende, beliebige Namen existierten weder in der Fiktion noch in der Realität, schreibt er, es gebe vielmehr stets eine subtile, kaum fassbare, zuweilen widersprüchliche Beziehung zwischen dem Namen und der Person.

Die eigene Geschichte schreiben

So heißt der Protagonist von „Solomons Lied“ nicht einfach nur Macon Dead – was ja schon schwer genug wiegt –, jedermann nennt ihn Milkman Dead, also toter Milchmann. Diesen Spitz- oder Schmähnamen hat er sich zugezogen, weil seine Mutter ihn lange stillte, so lange, dass es für sie und auch für ihn, dem die Situation bis zu diesem Zeitpunkt ganz natürlich erschien, beschämend war, als die seltsame Angewohnheit entdeckt wurde. Die Scham war dabei so gewaltig, dass Milkman den Ursprung seines Spitznamens vergaß, oder besser verdrängte.

Damit sind wir beim Hauptthema von „Solomons Lied“, aber eigentlich dem Hauptthema aller Romane Toni Morrisons: Wie umgehen mit einer verschütteten, verdrängten, mit einer

fremdbestimmten Geschichte? Wie sich zur Protagonistin der eigenen Geschichte erheben?
Wie sich selbst ermächtigen?

Für Milkman stellt sich diese Frage lange Zeit gar nicht. Er wächst in überbehüteten Verhältnissen auf. Sein Vater, durch Immobilien zu Wohlstand gekommen, ist der reichste Schwarze in der Kleinstadt in Michigan, in der „Solomons Lied“ angesiedelt ist. Seine Tante wiederum wohnt mit Tochter und Enkelin ganz in der Nähe, und so ist Milkman inmitten all der Frauen so etwas wie der Hahn im Korb. Eine Rolle, die sein bärbeißiger Vater keinesfalls einnehmen möchte, denn die Familienverhältnisse sind kompliziert: zwischen Milkmans Vater und seiner Schwester Pilate gibt es Spannungen, deren Ursachen weit in der Vergangenheit und für Milkman lange Zeit gänzlich im Dunkeln liegen. Fast Hass ist es, der Macon Dead senior jeden Kontakt mit seiner Schwester vermeiden lässt.

„Warum kannst du dich nicht wie eine Frau anziehen?“ Er hatte sich neben dem Herd postiert. „Was soll die Seemannsmütze? Hast du keine Strümpfe? Wie willst du mich hier in der Stadt eigentlich dastehen lassen?“ Er zitterte bei der Vorstellung, die Weißen in der Bank – die Männer, die ihm den Kauf seiner Häuser und die Hypotheken dafür ermöglichten – könnten herausfinden, dass diese abgerissene Schnapsbrennerin seine Schwester war. Dass der Schwarze Immobilienbesitzer, der seinen Betrieb so herausragend führte und ein großes Haus in der Nicht-Doctor Street bewohnte, eine Schwester hatte und diese Schwester eine Tochter, aber keinen Mann, und die Tochter ihrerseits eine Tochter, aber keinen Mann. Eine Handvoll Irrer, die Wein panschten und auf der Straße sangen, wie Stricherinnen! Wie ganz gewöhnliche Stricherinnen!“

Verstoßene Frauen

„Solomons Lied“ beginnt im Jahr 1931, dem Geburtsjahr von Milkman. Es herrscht noch Prohibition, und im Süden der USA die Segregation. Anders in Michigan, wo es auch ein Schwarzer wie Milkmans Vater zu ansehnlichem Wohlstand bringen kann, wenn auch kaum zu Macht und Einfluss. Schon Milkmans Großvater mütterlicherseits war ein angesehener Arzt, und so wächst der Junge zumindest ökonomisch in privilegierten Verhältnissen auf. Zudem wird aus ihm ein attraktiver junger Mann, dem die Frauen zu Füßen liegen, und der im Geschäft seines Vaters schon früh eigenes Geld verdient.

Geschickt arbeitet Toni Morrison in „Solomons Lied“, auch wenn sie chronologisch erzählt, mit zeitlichen Sprüngen. Immer wieder vergehen zwischen zwei Absätzen Jahre. Jahre, in denen, so meint man, durchaus Entscheidendes passiert. So verliebt sich Milkman mit 13 in seine vier Jahre ältere Cousine Hagar, die Tochter seiner Tante Pilate. Er ist, als er sie zum ersten Mal sieht, wie vom Blitz getroffen. Und während man sich noch fragt, ob und wie aus den beiden ein Paar werden soll, befinden sie sich nur eine Passage weiter in ihren Zwanzigern und sind seit Jahren ein Paar. So lange, dass es für Milkman selbstverständlich geworden ist, mit anderen Frauen zu schlafen, während Hagar, die ihm anfangs spielerisch, fast gleichgültig gegenüberstand, dem jungen Mann unsterblich verfallen ist.

„Jetzt, nach mehr als einem Dutzend Jahren, hatte er sie allmählich über. Ihre Verschobenheit war nicht mehr reizvoll für ihn, und die verblüffende Leichtigkeit, mit der er es zwischen ihre Beine geschafft hatte und dort geblieben war, hatte sich von dem gewaltigen Glück, als das er sie früher betrachtet hatte, zum Verdruss darüber gewandelt,

dass sie ihn nicht dafür ackern, sich ranhalten, Widerstände bezwingen ließ. Nicht einmal bezahlen musste er sie. Alles war so frei und reichlich vorhanden, dass jede Glut erloschen war. Er spürte keine Spannung mehr, kein pochendes Blut im Hals oder im Herzen, wenn er an sie dachte.“

Mulde mit Gold

Nun ist es, ganz wie im Hohelied Salomos, die Frau, die, alsbald erfolglos, um den Mann wirbt. Damit erfüllt sich das Schicksal ihres Namens: Hagar wird verstoßen. Aber, anders als die biblische Hagar, ist sie nicht schwanger. Ein Kind würde auf die Zukunft verweisen. Toni Morrisons Roman aber ist zuallererst auf die Gegenwart und auf die Vergangenheit ihrer Figuren gerichtet. Auch deswegen endet er 1963, vor dem Civil Rights Act und der Emanzipation der Schwarzen in den USA. Bis es so weit kommen kann, so lässt sich „Solomons Lied“ interpretieren, muss die eigene Geschichte überhaupt erst entdeckt werden. Bevor die Schwarzen ihr Schicksal selbst bestimmen können, müssen sie ihre Vergangenheit kennen – bislang, so wird im Laufe des Romans immer deutlicher, kennen sie nicht einmal ihre Namen. Wie hieß jener Großvater väterlicherseits, dem ein betrunkenen Yankee den Unnamen „Dead“, „Tod“, verpasst hat, wirklich? Wie hieß die Großmutter? Die Überlieferungsgeschichte ist abgeschnitten. Lange Zeit hat Milkman auch gar kein Interesse daran, mehr über seine Familie und die eigene Herkunft zu erfahren, will nicht wissen, warum sein Vater und seine Tante zerstritten sind und woher diese Familie ursprünglich stammt.

Sein Drang aber, aus der Beziehung mit Hagar, aus den Familienzusammenhängen und der kleinstädtischen Enge auszubrechen, wird immer größer. Da erfährt er von einem Goldschatz, den sein Vater und seine Tante einst in einer Höhle zurückließen. Milkmans Großvater gehörte ein kleines Stück Land, das die weißen Großgrundbesitzer der Gegend übernehmen wollten. Als er sich weigerte, es ihnen zu überlassen, ermordeten sie ihn. Die Geschwister waren auf sich gestellt und verbrachten die erste Zeit in den Wäldern der Umgebung und nächtigten in einer Höhle. Dort, im hinteren Teil der Höhle, stießen sie eines Nachts, so erzählt Milkmans Vater es ihm schließlich, auf einen Weißen, der auf einer Mulde voller Goldsäcke schlief. Im Schreck töteten sie ihn und rannten davon, ohne das Geld mitzunehmen. Da vernimmt Milkman den Ruf des Goldes und des Abenteuers, kurz: der Freiheit und bricht auf gen Süden.

Südliche Heimat

„Die ganzen Geschichten über die Gastfreundlichkeit im Süden entsprachen der Wahrheit. Milkman fragte sich, warum Schwarze Menschen eigentlich je von hier fortgegangen waren. Wo er auch hinging, er sah nicht ein weißes Gesicht, und die Leute waren so freundlich, offen und unabhängig, wie man sich das nur wünschen konnte. Und die Annehmlichkeiten, die er hier erfuhr, waren allesamt sein Verdienst. [...] Und jetzt, wo er am Steuer saß, fühlte er sich gleich noch viel besser. Er war sein eigener Herr.“

Hier im Süden und in dem Gefühl, nach Hause zu kommen, schwindet für Milkman die plötzliche Verlockung des Goldes. Nach und nach erfährt er mehr über die Geschichte seiner Familie, findet schließlich sogar die Namen seines Großvaters und seiner Großmutter

heraus. Und er hört auf den Straßen Virginias immer wieder ein Lied, das sich als eines über seine Vorfahren entpuppt, ein Rätsellied, das er nach und nach entschlüsselt.

Auch hierbei handelt es sich – das Hohelied überschreibend – um eine Art Lied Salomos, denn es stammt vom dem Familien-Urahn Solomon. Es bildet den mythischen Urgrund von Milkmans Geschichte und ist, weit darüber hinaus, eine Art universelle Allegorie für die Geschichte der Schwarzen in den USA, ihrer Versklavung und ihres Wunsches nach Heimkehr zu den afrikanischen Wurzeln.

Toni Morrison kreiert auf diese Weise, indem sie verschiedene Mythen miteinander verwebt, eine Art Urmodell Schwarzer Identität, der sich in Spiel und Gesang realisiert und bei Milkman einen Prozess der Reifung, ein Coming-of-age in Gang setzt und zur Selbsterkenntnis führt. Er merkt, dass es nicht reicht, sich im Gegebenen einzurichten, sondern dass man aktiv sein Leben in der Gemeinschaft gestalten muss, dass man nur auf diese Weise innere Freiheit erlangt.

So erklärt sich die eingangs zitierte Szene des Gebens und Nehmens. Milkman, der, wie es heißt, seiner Mutter auch nie nur eine Tasse Tee gekocht hat, geht auf seiner Reise in den Süden mit einer Prostituierten ein Verhältnis ein, das auf Gegenseitigkeit beruht, ein Verhältnis zweier Gleichberechtigter.

„Er wusch ihr Haar. Sie ließ Puder auf seine Füße rieseln. Er setzte sich rittlings auf ihren Hintern und massierte ihren Rücken. Sie rieb Hamamelis auf seinen geschwollenen Hals.“

Utopie gleicher Rechte

Diese Utopie einer Gleichberechtigung der Geschlechter erstreckt sich in „Solomons Lied“ selbstverständlich auch auf die Gleichberechtigung zwischen Weißen, Schwarzen und, wie sie im Roman genannt werden, Roten, Angehörigen der First Nations also. Milkmans Wandlung vom privilegierten schwarzen Mann hin zur häuslichen Teilhabe dient dabei als Vorbild auf dem Weg zu einer gewaltfreien, demokratischen Teilhabe, die den Schwarzen zur Zeit des zwischen 1931 und 1963 spielenden Romans erst eingeräumt werden muss. Und auch heute ist die Theorie von der Praxis weit entfernt. Gleiche Rechte für alle ist eine Errungenschaft, die immer wieder neu durchgesetzt werden muss. Man denke nur an die Versuche der Republikaner in den USA, die Wahlkreise neu zuzuschneiden, so dass Schwarze, die mehrheitlich Wähler der Demokraten sind, massiv benachteiligt werden. Auch die Registrierung von Wählern durch Ausweisdokumente die in den USA nicht vorgeschrieben sind, zielt in diese Richtung. Viele arme Menschen, darunter viele Schwarze, besitzen keine solchen Dokumente. Nicht zuletzt Gewalt gegen Schwarze, wie wir sie heute noch erleben, spielt bei Toni Morrison immer wieder eine Rolle, wenngleich in „Solomons Lied“ Schwarze vor allem Gewalt gegeneinander ausüben: Macon Dead senior schlägt Ruth in den Bauch, um gleichwohl erfolglos Milkmans Geburt zu verhindern, die verstoßene Hagar unternimmt mehrmals Versuche, den untreuen Liebhaber zu töten, und zuletzt will Milkmans einst bester Freund Guitar ihn erschießen, weil er die Schwarze Sache vermeintlich nicht unterstützt.

Den anderen Weg, den der Gewalt im Sinne des revolutionären Manifests von Frantz Fanon, schlägt Milkmans Freund Guitar ein, und Guitars Kampfreden sind sicher ein Grund, warum

Toni Morrisons Roman in verschiedenen Bundesstaaten immer wieder auf den Index gesetzt wurde. Einmal sagt er:

„Die Weißen, das sind die Abartigen. Alle mit dieser Hautfarbe sind abartig. Und es braucht gewaltige Willensstärke, um einen abartigen Feind zu besiegen.“

So lautet die Passage in der Neuübersetzung von Tanja Handels. In der Erstübersetzung von Angela Praesent aus dem Jahr 1979 klingt sie so:

„Weiße sin unnatürlich. Sin unnatürlich als Rasse. Und is 'ne große Anstrengung nötig, wenn man 'nen unnatürlichen Feind überwinden will.“

Man hat den Eindruck, Angela Praesent habe vor knapp fünfzig Jahren versucht, Slang nachzubilden, deshalb klingen alle Dialoge bei ihr gekünstelt und ungenau. Wirft man allerdings einen Blick in das Original, kann man sich darüber nur wundern:

„White people are unnatural. As a race they are unnatural. And it takes a strong effort of the will to overcome an unnatural enemy.“

Flüssige Dialoge

Keine Spur von vermeintlich „Schwarzem Slang“ – die Erstübersetzerin scheint ihr ganz eigenes Bild von Schwarzer Sprache oder dessen, was sie dafür hielt, umgesetzt zu haben. Schwarze können in ihrer Fassung gar kein richtiges Englisch. „Solomons Lied“ wurde also ursprünglich auf geradezu rassistische Weise in schlechtes Deutsch gebracht. Allein deshalb schon war eine Neuübersetzung nötig. Tanja Handels hat zum Glück nicht nur ein gutes Gespür für Dialoge, sie übersetzt auch die gebundene Prosa weitaus flüssiger und eleganter als ihre Vorgängerin.

Literaturhistorisch gesehen, erinnert „Solomons Lied“ an Werke des lateinamerikanischen Magischen Realismus, arbeitet Morrison doch immer wieder mit Momenten, die übernatürlich erscheinen: Menschen, die länger leben als möglich, Tote, die scheinbar wiederauferstehen, Geister und Gespenster. Natürlich unterscheidet sich Morrisons Erzählweise in Vielem von der durch die spanischsprachige Tradition geprägten eines Gabriel García Márquez. Aber in beiden Fällen steht diese Verarbeitung und zum Teil auch Kreation einer spezifischen neuweltlichen Mythologie im Kontext einer antikolonialen Emanzipationsgeschichte. Träume und Visionen spielen dabei eine ganz besondere Rolle.

Dass diese Arbeit am Mythos immer auch christlich grundiert ist, versteht sich von selbst. Sie ist von einer Sehnsucht geprägt, die auch das Hohelied durchzieht. Damit steht „Solomons Lied“ in einer Reihe weit ausgreifender, christliche, heidnische, historische Aspekte amalgamierender Versuche einer Great American Novel, wie sie vor ihr Saul Bellow, Ralph Ellison oder John Steinbeck, Gertrude Stein oder William Faulkner unternommen haben.